



Das Ringen um die Gottheit und die Menschlichkeit von Gottes Wirken in Jesus Christus in der alten Kirche

Für die ersten Christen, die Jünger, welche mit Jesus unterwegs gewesen waren, stellte sich die Frage nach der göttlichen Sendung Jesu in der Lebenspraxis. Sie hatten ihn als charismatischen Lehrer und Meister kennengelernt, mussten damit zurechtkommen, dass er sich nicht einspannen liess in irgendwelche religiösen Ideologien, das Gottesreich herbeizuführen und daraufhin konsequenterweise seinen Tod fand. Nur war es nicht dabei geblieben. Nach der Erfahrung der Verunsicherung und Enttäuschung am Karfreitag machten die Jüngerinnen und Jünger Erfahrungen, welche sie ermutigten und beflügelten. Jesus, der Beauftragte Gottes war nicht im Tod geblieben, er war lebendiger denn zuvor und bewirkte, dass die kleine christliche Gemeinschaft ihre Botschaft mutig und furchtlos aller Welt verkündete. Gott war nicht nur Partner des Volkes Israel, er war Partner aller Welt geworden und liess sich nicht in den religiösen Gesetzen festschreiben. Gesetze und Rituale dienten nicht mehr dazu, Gott zu dienen und ihn zu befriedigen, sondern waren vielmehr dazu da, den Menschen ein möglichst offenes Verhältnis zueinander und zu Gott, dem liebenden Vater zu vermitteln. Die Menschen hatten Jesus als Gottes Messias erfahren – zwar anders als in den Vorstellungen gepredigt, dafür aber umso lebendiger und konkreter. In der Abgrenzung gegenüber der jüdischen Herkunftstradition und der Auseinandersetzung mit der griechisch-römischen Umwelt war aber schon bald theologische Reflexion gefragt. Wenn denn Gott nun in Jesus die Grenzen zu den Menschen überschritten hatte, wie war dies zu verstehen. War da ein Gott auf die Erde gekommen? Oder war Jesus nicht vielmehr ein Mensch? Wenn Jesus also Gott war, wie konnte er dann den Menschen Anteil geben an seiner Göttlichkeit? Und wenn er nur Mensch war, wie sollte es dann möglich sein, die menschliche Begrenztheit von Schuld und Unzulänglichkeit zu überwinden?

Neutestamentliche Abgrenzung gegenüber der Gnosis

Diese Fragen wurden schon zur Zeit des Neuen Testaments erörtert. Allen voran zeugt der Apostel Paulus von diesen Auseinandersetzungen. Er, der zwar als Jude geboren, aber im hellenistischen Umfeld aufgewachsen und gebildet worden war, legt ein vielfältiges Zeugnis für diese Fragen ab. Schliesslich hatte er als Verfolger der Christen die Erfahrung gemacht, dass er von Saulus zum Paulus verwandelt wurde. Diese existentielle Erfahrung prägte sein Wirken ungemein. So konnte er seine religiöse Bekehrungserfahrung mit seinem griechisch-philosophischen Denken reflektieren und verarbeiten. Dabei war natürlich die erste Grundfrage, wie denn das Göttliche und das Menschliche zusammenkommen und zusammenwirken können. Wie ist die Welt in ihrer Entstehung und in ihrem Werden und dann auch in ihrer Entwicklung und Erhaltung zu verstehen? Wenn da ein Gott als Ursprung verstanden wird, wie hat er diese Welt in die Existenz gebracht und wie verhält er sich zu ihr?

Im griechischen Umfeld waren schon damals die auch heute noch bekannten Interpretationsmuster bekannt. Da wurden die einander widersprechenden Kräfte von Geist und Materie und von Gut und Böse gesehen und entsprechend stellte man sich auch die Welt als Ergebnis des Zusammenwirkens solcher dualen Kräfte vor. Gott wurde als Ursprung der geistigen Welt der materiellen Welt

entgegengestellt, die als Ausdruck des Wirkens der negativen Kräfte verstanden wurde. So verstanden war Gott der Schöpfer des Geistes, der guten, himmlischen Welt, während ein Gegenspieler, ein Demiurg, Verursacher der materiellen Welt, der Verwirrung und Unzulänglichkeit, ja des Bösen war. Diese Grundphilosophie, die esoterische Weltanschauung der Gnosis war damals schon sehr populär, da sie vermeintlich die Widersprüche des Lebens zu erklären verstand.

Allerdings musste das wahre Erkennen (griech. gnosein), die wahre Erkenntnis immer über eine bestimmte Einweihung gewonnen werden und war so nur im Rahmen einer bestimmten geistigen Schulungsbewegung zu erhalten. Hinzu kam, dass die Vorstellungswelt nicht in der Lage war, die Widersprüche zwischen Geist und Materie auch nur im Ansatz zu klären. Wenn da Geistiges in die Welt des Körperlichen kam, dann war dies immer ein aussergewöhnliches Geschehen, welches jenseits der menschlichen Erfahrung lag. Ein so verstandener kosmischer Christus konnte zwar als Bote Gottes gesehen werden, aber im Menschen Jesus konnte er nicht so einfach zum Erlöser werden, der die Menschen zu Kindern Gottes werden liess.

Die Auseinandersetzung mit der Gnosis hat Paulus in seinen Briefen immer wieder geführt. Er hat sich gegen eine reine Vergeistigung der christlichen Botschaft gewehrt und ist nicht müde geworden, den Glauben von solch philosophischen Überlegungen abzugrenzen. Aus dieser Geschichte heraus hat auch die spätere Kirche die Auseinandersetzung um das Verständnis der Person Jesu über Jahrhunderte geführt, denn sie sah in lehrmässig verbindlichen Aussagen auch die Einheit der christlichen Tradition gegenüber all den andern religiösen Traditionen. Allerdings hat die alte Kirche natürlich noch nicht erkannt, dass auch mit der besten Lehre, den genau definierten Dogmen (Lehrsätzen) das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Jesus, dem Christus niemals endgültig zu bestimmen und zu erklären ist.

Die dogmatischen Auseinandersetzungen der alten Kirche

Mittels Konzilen versuchte die alte Kirche eine Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit zu finden, um in den Auseinandersetzungen mit den umgebenden Religionen und Kulturen bestehen zu können. Das erste Apostelkonzil fand schon in den Jahren 43/44 n. Chr. in Jerusalem statt. Dabei ging es um die Grundfrage der christlichen Identität, die sich vom Judentum unterschied. Wie konnten Christen aus dem Judentum und Christen aus dem heidnischen Bereich eine gemeinsame Tradition heraus-

bilden? So nah am Geschehen schafften es die Apostel damals noch, die beiden Traditionen, von Petrus und Paulus vertreten, als gleichberechtigt und christlich nebeneinander zu akzeptieren. Es kam dabei noch nicht zu einer dogmatisch verbindlichen Antwort.

In der späteren Geschichte wurde es allerdings immer schwieriger, mit unterschiedlichen Grundhaltungen und Auffassungen das gemeinsame Christsein auch praktisch zu leben.



Apostel Johannes (links) und Marcion (rechts), 11. Jh.

Durch die Ausgrenzung und Trennung vom Judentum und die Ausbreitung in die heidnisch griechisch geprägte Welt erhielt auch hellenistisch-philosophisches Denken mehr Gewicht. Die ersten Reformbewegungen, die in der gelebten Praxis eine Falschentwicklung sahen, wurden laut.

Marcion wollte die Kirche wieder zu ihren Ursprüngen zurückführen. Nach Gesprächen in Rom kam es 144 n. Chr. zu seinem Ausschluss aus der Kirche, worauf er die grossmarcionitische Reformkirche gründete.

Die weiteren Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche waren einerseits geprägt von den Fragen um Struktur und Erscheinungsbild der Kirche in der Welt und andererseits wurde die Frage nach der Verbindung des Göttlichen und des Menschlichen zu einer zentralen Frage.

Da die frühe Ausbreitung des christlichen Glaubens insbesondere auch nach Nordafrika (Ägypten) und in die östlichen Länder (Armenien) erfolgte, kam es sehr bald auch zu kulturellen Auseinandersetzungen zwischen den östlichen Traditionen und der römisch-griechischen Tradition in der Kirche. Die östlichen Kirchen entschieden sich schon früh, eigene autonome Wege zu gehen. Ägyptische (koptische) Kirche, syrische (assyrisch-apostolische) Kirche und die Kirche von Armenien gehören zu den alten Kirchen, die einen eigenen Weg gegangen sind, da in den östlichen Traditionen das dogmatische Denken, welches die theologischen Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche nun mehr und mehr bestimmten, nicht im gleichen Ausmasse ausgeprägt war. Als sogenannte „autokephale“ (Kirchen mit eigenem Kopf) lebten diese Kirchen ihren orthodoxen (wahren) Glauben auf ihre eigene Art und Weise. In diesen Traditionen war und ist das mystische Erleben von Gottes Gegenwart im Gottesdienst zentral. In der Liturgie kommt der Himmel auf die Erde und der Gläubige erhält Anteil daran, kann ein Stück Himmel auf Erden erleben. In diesen Traditionen treten die dogmatischen Fragen nach der göttlichen und der menschlichen Natur Jesu tendenziell eher zurück.

Akzentuierung der dogmatischen Auseinandersetzungen in der Reichskirche

Durch die konstantinische Wende geriet die Kirche in eine neue Situation. Nachdem sie sich seit ihrer Entstehung immer gegen andere Einflüsse verteidigen musste und auch verfolgt wurde, erhielt sie mit einem Male eine staatstragende Funktion und dadurch auch die entsprechende Macht. Kaiser Konstantin, der den christlichen Glauben 312 zur Religion des römischen Reiches machte, hatte fortan auch ein Interesse daran, die Kirche zu seiner Machterhaltung einzusetzen. So versuchte er schon bald, die unzähligen dogmatischen Querelen der Kirche zu beenden und klare Verhältnisse zu schaffen. Er berief schon 325 die erste ökumenische Synode nach Nicäa. Hier sollte über den Streit um die Gottheit Christi in seiner Präexistenz entschieden werden. An dieser Synode unter Konstantins Leitung wurde denn auch das nun als verbindlich angesehene Glaubensbekenntnis, das Nicänum, verabschiedet. Allerdings waren die Streitigkeiten damit nicht beigelegt. Die Konflikte dauerten an, und auch eine Synode 362 in Alexandria und eine weitere 381 in Konstantinopel vermochten nicht, Einigkeit zu schaffen. Fortan musste die christliche Kirche



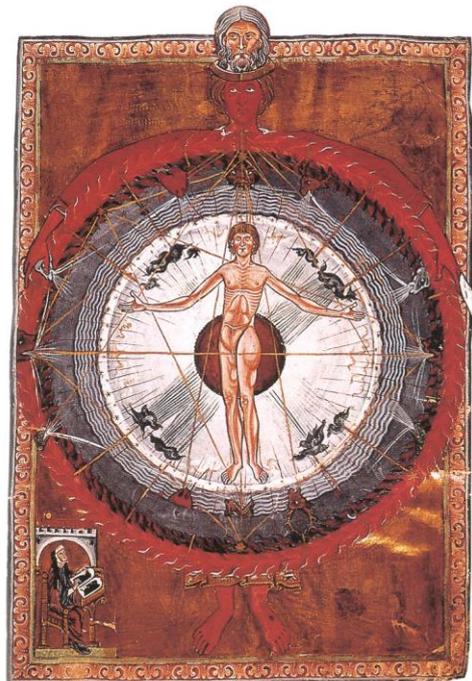
damit leben, dass sich neben dem Hauptstrom viele getrennte (schismatische) häretische (nicht rechtgläubige) Kirchen entwickelten – die Kirche des Marcion war nur eine davon! In der Beschäftigung mit den Glaubensfragen trat auch immer mehr die Unterschiedlichkeit von östlichem und westlichem Denken zu Tage und führte dazu, dass sich östliche und westliche Kirche immer mehr auseinanderlebten und sich schliesslich 451 voneinander trennten.

Die Konzile von Ephesos 431 und Chalcedon 451

Für die weitere Entwicklung der Kirche wurden diese beiden Konzile bestimmend. Hier wurde versucht, die hängigen Fragen endgültig zu lösen. Da sie nicht lösbar waren, kam es zu den bis zum heutigen Tag wirksamen Trennungslinien der christlichen Kirchengemeinschaft.

Auf dem Konzil von Ephesos wurde Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, exkommuniziert. Er hatte gelehrt, dass man für die Mutter Jesu auf das Attribut „Gottesgebäerin“ (Theotokos) im Umfeld heidnischer Göttinnen besser verzichten sollte. Entsprechend vertrat er auch Formulierungen, welche von seinen Gegnern, welche die Göttlichkeit Christi betonten (Monophysitismus) als Ausdruck einer Zweinaturen-Lehre verstanden und ausgeschlossen wurde. Am Konzil von Chalcedon kam es dann zur endgültigen Trennung über dieser Frage von den Ostkirchen und den Westkirchen.

Die östlichen Traditionen, gemeinhin als Monophysiten bezeichnet, vertraten die Grundhaltung der einen göttlichen Natur Christi. Allerdings wehrten sie sich gegen den Begriff des Monophysitismus, da gemäss ihrem Verständnis der Begriff Miaphysitismus dem näher komme, was sie glaubten. Der Begriff „mia“ bezeichne eine komplexe Wirklichkeit, welche beide Aspekte, den Göttlichen und den Menschlichen umfasse. Fortan aber war diese Grundfrage aber doch zum trennenden Element von Ost und West in der Kirche geworden. In den westlichen Kirchen wurde die menschliche Natur Christi stärker gewichtet. Dieser Tradition – etwas verkürzt entsprechend als Diophysitismus bezeichnet – wurde in den westlichen Traditionen eher nachgelebt. Nestorius, der vom Konzil von Ephesos Ausgeschlossene, wanderte aber mit seinen Anhängern nicht westwärts sondern ostwärts nach Persien, Zentralasien und bis China aus, wo seine Tradition der Nestorianer eine eigenständige Kirchentradition begründete.



Hildegard von Bingen, Liber Divinorum Operum

Die religiösen Traditionen auf ihrem Weg der Begegnung zwischen West und Ost auf der Seidenstrasse

Die Region von Zentralasien, in der Mitte der Seidenstrasse, wurde entsprechend von all den Religionen und den entsprechenden Vorstellungen mit geprägt. Mit der ersten Grundhaltung des philosophischen **Monotheismus der Zoroaster**, der von Persien bis Zentralasien und China seine Ausbreitung fand, wurden die einzelnen religiösen Traditionen und Erfahrungen schon in einen Gesamtzusammenhang gestellt. Natürlich hatten alle Völker eigene religiöse Vorstellungen und Traditionen, aber die gegenseitige Beeinflussung auf dem grossen Handelsweg war gross. Wenn auch nicht allzu viele Zeugnisse der östlichen Tradition des **Buddhismus** vorhanden sind, ist doch schon darin deutlich zu sehen, dass die Grundfragen der Begegnung von Gott und Mensch das Leben und die Gemeinschaft mit prägten.

Durch die christlichen dogmatischen Auseinandersetzungen um das Verständnis von Göttlichkeit und Menschlichkeit in der Gottesbeziehung in Jesus Christus kamen durch den Ausschluss des **Nestorius** die **Nestorianer** entlang der Seidenstrasse nach Osten. Sie hatten hier ihre Gemeinden und lebten ihren Glauben ostwärts bis nach China. Im Sassanidenreich (224 – 641 n. Chr.) erhielten sie Asyl und entwickelten ihre Gemeinschaft. Erst im 14. Jh. unter den Timuriden (1365 – 1505)



verloren sie ihre Grundlage, als nur noch der Islam als Glaubenslehre geduldet wurde.

Schon im 3. Jh. n. Chr. fand mit dem **Manichäismus** auch eine von der Gnosis geprägte Glaubensrichtung ihren Weg nach Osten. Der Perser **Mani** (216 – 277) n. Chr.) gründete seine Offenbarungsreligion im Bemühen eine die verschiedenen Religionen verbindende Lehre zu schaffen. Auch er fand mit der Genehmigung des Sassanidenkönigs Schapur, der von 240 – 270 regierte sein Wirkungsfeld in Persien und Zentralasien. Allerdings liess König Bahram I ihn dann auf Betreiben des zoroastrischen Oberpriesters Kartir verhaften. Er starb in der Gefangenschaft an den dort erlittenen Entbehrungen.

Mani als Buddha des Lichts im Manichäischen Tempel Cao An in China. Dass es sich um Mani und nicht um einen (buddhistischen) Buddha handelt, ist an den beiden Schnüren erkennbar, die vom Hals der Figur über die Brust herunterhängen.

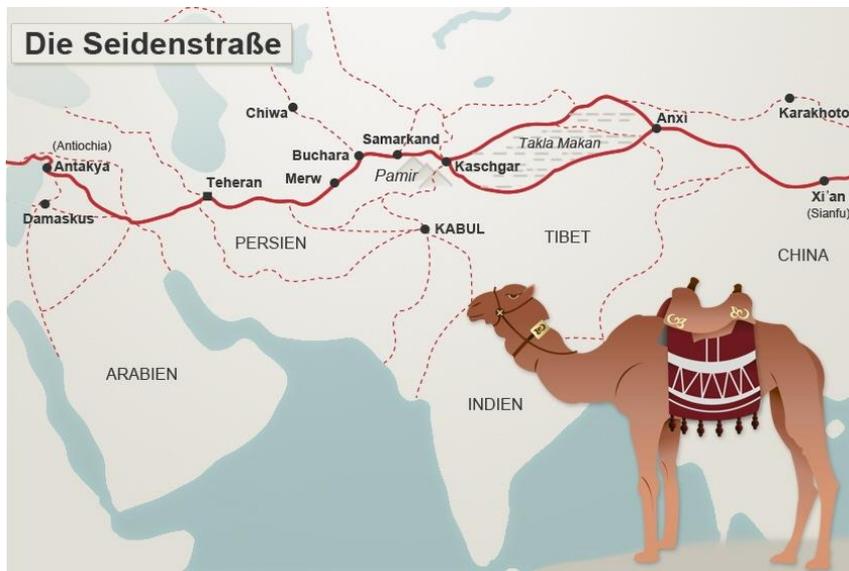
Zoroastrismus, Buddhismus und Christentum, die Mani zusammenführen wollte, liessen sich so nicht zusammenführen, da die Lehre Mani's, dass es der einzige Sinn des Heilsgeschehens sei, die verlorene Seele des Menschen dem Reich der Finsternis zu entreissen und sie zu erlösen, so nicht den religiösen Traditionen und den Philosophien entsprach. Allerdings wurde auch diese Bewegung als Religion des Lichts während langer Zeit geduldet.

Mit dem gewaltsamen Einbrechen des **Islam** in Zentralasien am Ende des 7. Jahrhunderts brach schliesslich eine neue Zeit für die Religionen an. Ab 632 eroberte der Islam in erstaunlich kurzer Zeit die grössten Teile Asiens und Nordafrikas und weite Gebiete Europas. Der Anspruch der endgültigen Offenbarung Gottes, der den Islam prägt, liess die Frage der Toleranz in einem neuen Licht

erscheinen. Unter der Herrschaft der Timuriden wurde der islamische Anspruch im ganzen Reich wirksam und verbindlich. Fortan war die Geschichte vom Islam geprägt. Die religiösen Traditionen, welche auf der Erfahrung der Gottesbegegnung beruhten wurden allerdings in der mystischen **Sufibewegung** wirksam. Sufismus, der esoterische mystische Islam kam mit dem arabischen Vormarsch nach Osten, war aber nicht so sehr mit dem Machtanspruch und der politischen Unterwerfung der Völker verknüpft, wie der Islam der Lehre. Sufis, wandernde Derwische, lebten und bezeugten einen Islam, der vielen religiösen Traditionen entgegenkam und auf Interesse stiess und Unterstützung fand.



In Buchara wurde von Baha-ud-Din Naqschband (1318–1389) der **Naqschbandi**-Tariqa (Sufi-Orden, auch Nakschibandi genannt) gegründet. Schon sehr früh mischten sich Mitglieder des Ordens auch in die zentralasiatische Politik ein. Im 15. Jh. unterhielt Ubaidullah Ahrar († 1490) der Leiter des Ordens, starke Beziehungen zum Timuriden-Fürsten Abu Said und zu den shaibanitischen Usbeken, was für die politische Entwicklung in der Mitte des 15. Jh.'s entscheidend war.



In dieser Hinsicht ist die Seidenstrasse nicht nur ein lebendiges Zeugnis der Entwicklung des Handels zwischen Ost und West, sondern ebenso Zeugnis der religiösen Auseinandersetzung der Menschen mit den Grundfragen nach dem Woher und Wohin des menschlichen Lebens im Fluss der Geschichte.

Die heutige religiöse Ausprägung der Region ist im Wesentlichen bestimmt durch den mehrheitlich sunnitisch-

islamischen Glauben, der unter türkischem Einfluss hierher gekommen ist. In der Sowjetzeit prägte der Atheismus auch viele islamische Traditionen so dass sich hier ein säkularisierter Islam entwickeln konnte, der sonst in islamischen Ländern nicht zu finden ist.

In Usbekistan leben heute ungefähr 30 Millionen Menschen: 25 Millionen Usbeken und fünf Millionen der umliegenden Ethnien Kirgisen und Tadschiken, sowie Russen. Es herrscht eine Ausübungsfreiheit für die christliche Religion im Land. So gibt es russisch-orthodoxe, römisch-katholische und evangelisch-lutherische Kirchen im Land. Während die orthodoxe Kirche insbesondere unter den ansässigen Russen eine verbindende Funktion erfüllt und als Minderheitenkirche entsprechend gross ist, verbinden die andern Kirchen eher kleine Gruppen von zugewanderten Christen und einigen Einheimischen.

Pfr. Martin Scheidegger
Ittigen, 22. Januar 2018